

Die Neue Welt

Nr. 10

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Das Proletarierlied.

Eine Phantasie im Armenviertel. Von Heinz Bergmann.

Aus Wolkenballen blitzt der grelle Mond
Bisweilen plötzlich auf und überleuchtet
Die hohen Miethskasernen, die sich schwarz
Vom nächtlich grauen Himmelsgrunde heben.
Breit fallen die Riesenschatten über die Straße.
Ich gehe träumend durch die Kirchhofsstille.
Vom regenfeuchten Boden steigt und schwebt
Der dumpfe, widrige Geruch des Elends,
Der mich betäubt. Bisweilen im Vorübergehn
Hör ich, wie spät ein Kind noch leise weint
Und eine milde Mutterstimme singt
Und singt, wie hier und da bei trübem Licht
Noch eine müde Nähmaschine seufzt
Und seufzt . . . Ich denke an die tausend öden
Vergrämten Herzen, seh die welken Lippen
Im kargen Schlummer scheu und zaghaft
lächeln . . .
O Menschentrübsal! Ewiges Golgatha!
Nach Golgatha seh ich euch Alle irren
Und sehe eure reichen, heißen Herzen
Schon auf dem Weg erfrieren, euer Hirn,
In dem der Funke der Gerechtigkeit geblüht,
Verdorren, ehe ihr am Kreuz verblutet! —
Der Mond, der eben aus den Wolken tritt,
Beleuchtet grell ein Prunkpalais, das mitten
Im Elend träumt. — Wie eine ungeheure Sphinx

Streckt es im weißen Licht die Marmorglieder
Und grinst mich an . . . Ich hör das stete
Seufzen
Der Nähmaschine, hör das müde Lied
Der Mutter und des Kindes leises Weinen,
Ich seh die blutenden Herzen, all die leeren
Hirne
Und seh das Grinsen dieser ungeheuren
Sphinx —
In grenzenloser Ohnmacht stockt mein Herz,
Mein Denken weicht verzagtem, tiefem Schmerz,
Und friedlos irr ich durch die Gräberstille . . .
Ich schreck empor. — Aus dumpfem Sinnen
weckt
Mich jäh ein rauher Klang, ein wildes Lied —
„Und unsre nackte Seele schreit
Empor zum Licht aus dunkler Pein:
Wir wollen Herr'n auf Erden sein!“ —
Breit über die regenfeuchte Straße fällt
Ein schmutzig-rothes Licht, im Nebel schwimmt
Zigarrenqualm, und aus dem wüsten Dunst
Lärmt in die stille Nacht das wilde Lied,
Ein trotzig-wildes Proletarierlied!
Ich lausche athemlos, mich zwingts zu lauschen,
Als hänge eine Hoffnung dran, als ränge
Aus dunklen Tiefen eine Kraft zum Licht,

Als spräche von trunkenen Lippen ein Verheißern,
Ein wildes Sehnen, das Erlösung bringt. —
„Noch schleppen wir die Kreatur,
Die dumpf und träg am Staube klebt,
Doch in uns gährt die Krafnatur,
Die einst das Morfche neu belebt,
Sie wächst in Sehnsucht, Haß und Wuth
Und wird zur wilden Frühlingsfluth!“ —
Betäubt, von der Begeisterung halb berauscht,
In athemloser Angst steh ich am Wege —
Ist das das Heil? Die erdgeborene Kraft,
Die uns erlöst? — — —
Da schlägt der Himmel plötzlich über mir
Die schwarzen Wolken auf, in weißen Flammen
Steht rings die Welt, steht riesengroß
Ein Engel, weiß gekleidet, im Zenith:
In ruhig-klaaren, langhinhallenden Tönen
Begleitet er auf himmlischer Posaune
Das Lied, das wild die trunkenen Zecher sangen!
Aus seinem Auge strahlt göttliche Milde,
Lebendiges Hoffen und die ewige Kraft,
Die unbewußt in dunkler Tiefe schafft! —
Und jubelnd schwillt das Proletarierlied,
Es donnert die Posaune im Zenith:
„Nur eure Hoffnung haltet rein:
Einst wird das Weltall unser sein!“

Im Tollhause.

Monologe.

Aus dem russischen Manuscript des Peter Scharin
übersetzt von Frau Buchholz.

Die Leute sagten, ich sei verrückt, und wiesen
mit den Fingern nach mir. Hier und da
fragten sie mich, wie es mir gehe, ich sehe
so schlecht aus, sei gelb wie Wachs. Ich solle doch
einen tüchtigen Arzt konsultiren. Nun ja, ich weiß,
daß man an meinem Verstande zweifelt. Doch das
schiert mich wenig, blutwenig. . . . Ich danke für
den Rath und gehe meiner Wege. Zuweilen lache
ich den Rathgebern höhniisch ins Gesicht, daß sie sich
eifrig aus dem Staube machen. Und dann lach ich . . .
lach ich erst recht — vor Freude, daß ich die müßigen
Wichte zu Paaren getrieben. . . . Ja, Wichte sind
sie! . . . Erklären mich für verrückt, um damit ihr
Gewissen zu beruhigen! . . . Sie lachen über meinen
verfärbten, durchlöcherten Hut, oder über meine alten,
zerfesten Hosen, aus denen meine dünnen, unsauberen
Beine und ein Ende meines schmutzigen Hemdes
hervorklugen.

Und zuweilen meugen sie in ihr Gelächter ein

Wort des Mitleids: „Armer Mensch!“ oder der-
gleichen.

Dann schreie ich: „Was gehts Euch an? Ich
pfeife auf Euer Mitleid! Schenkt es doch Euren
Arbeitern, Euren Lastenschleppern, denen ja auch
die Beine aus den zerrissenen Hosen bliden und die
nicht einmal ein schmutziges Hemd mehr am Leibe
haben!“

„Es sind arme Leute,“ antworten sie mir stot-
ternd, „die nichts haben und deshalb so schäbig
dahergehen müssen. Doch Du . . .“

„Doch ich? Bin ich etwa reich? . . . Wieso denn
das? . . . Weil sich mein Vater aus dem Marke
seiner Mitmenschen ein Vermögen herausgepreßt
hat? . . .“

„So bist Du denn wirklich ein kompletter Narr!“
sagen sie.

Nun darf ich nichts mehr hören. Ich presse
beide Hände an die Schläfen und laufe, was ich
laufen kann. Denn bliebe ich stehen, dann . . .
mir siedet das Blut, das Herz will heraus, die
Hände jucken mir . . . Dann müßte der Kerl ohne
Nase, ohne Augen von mir gehen, nein, als Leiche
würde er von der Stelle getragen. So würde ich
ihm zupfen, rupfen, kneipen, beißen, reißen! Und

ich würde heulen dazu wie ein wildes Thier . . .
Darum laufe ich lieber davon. . . .

Ich soll reich sein? . . . Für meinen Vater haben
Hunderte Menschen, die kaum ihre Füße schleppen,
kaum Athem holen konnten, schwer arbeiten müssen.
Durch sie wurde er von Tag zu Tag reicher, und
es schadete ihm nicht, daß er Unsummen verspielte
und verlor. Sie brachten Alles wieder ein. . . .
Und ich soll solches Geld behalten? . . . Gehört es
denn mir? . . . Ja, die Reichen sind wir, aber
das Recht auf unsere Reichthümer haben sie, die
Unglücklichen, die Elenden, die Hungernden. . . . Es
ist kein Zweifel, meines Vaters Geld ist das ihrige.
Ich muß ihnen jeden Groschen geben, der daher
stammt! . . . Bringt mich um, wenn Ihr wollt,
oder scheltet mich hundertmal im Tage verrückt. . . .

Verrückt! . . . Ha, ha, ha! . . . Manchmal höre
ich Einen sagen: „Jetzt spricht er doch ganz ver-
nünftig und ist nichts bestoweniger verrückt!“ Nicht
für einen Augenblick kann mir so ein Kerl meine
bitteren Wahrheiten verzeihen. Ich spucke ihm in
die garstige Frage . . . er entläuft . . . ich halte
mir die Seiten vor Lachen . . . Da, ha, ha! . . .

Am meisten aber hat es mich gekränkt und kränkt mich noch jetzt, daß auch sie, die armen Menschen, mich für verrückt hielten. Sie sagten es mir wohl nie ins Gesicht, aber aus ihrem Benehmen konnte ich sehen, daß sie es dachten. Aus ihrer freundlichen, warmen Stimme hörte ich das Mitleid heraus. Das hat mich niedergeschmettert. „O, meine armen Brüder,“ pflegte ich ihnen zuzurufen, „ich bin nicht verrückt! Glaubt mir doch! Warum beleidigt Ihr mich?“ Und wie ich das sagte, stürzten mir die Thränen aus den Augen und mein Leib zitterte vor Erregung. Dann fingen sie an, mich zu beruhigen, und wieder aus jedem ihrer Worte das versuchte Mitleid! Verzweiflung erfaßt mich. „Seid Ihr denn schon so ganz aus Menschen zu Maschinen geworden, daß Ihr mich für verrückt haltet?“ Und sie schwören mir, daß sie mich verstehen, aber ich glaubte ihnen nicht... Sie wollten mich nur trösten...

Ich grübelte... grübelte... und wurde froh. O, wenn sie mich verstehen werden, wie glücklich, wie namenlos glücklich werde ich dann sein!...

Die Straßensjungen liefen nicht nach und warfen keine Steine nach mir, aber aus der dummen Neugierde, mit der sie mich angafften, aus der Vorsicht, mit der sie mir aus dem Wege gingen, erfaß ich, daß sie mich für verrückt halten. . . . O, könnte ich sie einen Blick thun lassen in mein Herz, in meinen Kopf! Dürfte ich ihnen erklären, wie nahe mir ihre Eltern stehen! . . . „Kinder, kommet doch zu mir! . . . Kinder! . . . Ich beiße ja nicht! . . . Ich thue Niemandem etwas zu Leide . . . Kinder, das Leben, das wahre Leben ist bei mir . . . Ich trage es in jedem Stüchlein meines Mantels. Kommt, Kinder! Ich will es Euch in schönen Geschichten darreichen. Ihr habt es nöthig, Ihr fanget erst zu leben an . . .“ Alle Ruße vergebens! Die Kinder kommen nicht. Sie hatten Angst vor mir . . .

Nur sie verstand mich, nur sie war mein Trost. O, meine liebe, süße Grunja, mein Seelchen, wie sehne ich mich nach Dir . . . Ich sehe Dich . . . O . . . Ich werd, glaub ich, die Wände durchbrechen, um zu Dir zu eilen, oder . . . oder mein Herz geht in Stücke . . . Ich breche durch . . . Ein Stoß! . . . Hu! . . . Still, still! . . . Der Wächter mit dem Knüttel kommt . . . Still, still, Kind . . . Ach . . . Ich bin angebanden . . . Angebanden hat man mich! . . . O, o, o! . . . Grunja . . . Ich weine, Grunja . . . Ich bin krank, Grunja! . . .

O, sie verstand mich gut . . . und sie hat mich nicht für verrückt gehalten . . . nicht im Mindesten . . . Ganz im Gegentheil, sie stand auf meiner Seite und rief den Anderen zu: „Ihr seid die Verrückten!“

Eine Näherin war sie, die sich für die Ihrigen abraderte und selbst kein ordentliches Kleid anzuziehen hatte. Daß gerade sie so dahergehen mußte, kränkte mich tief. Sie hätte ich gerne in einem schönen Kleide gesehen. Aber sagte ich derlei, so meinte sie lächelnd, ich sei ein Egoist. Als ich ihr einmal von dem Gelbe der armen Leute brachte, daß sie sich Stoff zu einem Kleide dafür kaufe, warf sie mich damit aus der Stube. „Garstiger Egoist!“ rief sie dabei. Seit damals sprach ich nicht mehr davon, aber ihr geküßtes, fadenscheiniges Kleid hörte nicht auf, mir wehe zu thun. Das war wohl Egoismus von mir, aber ich konnte mir nicht helfen . . . Sie war stärker als ich . . . Ich hatte Angst vor ihr . . . Ja, sie hat eine scharfe Zunge! . . . Jehn Advokaten hält sie Stand . . . O, meine Grunja, werden wir uns wiedersehen? . . . Ja, ja, ja! . . . Lieber von der Kette sich losreißen, als so . . . O, o, o! . . . O weh! . . . Doch, stille, stille! . . .

Die Leute sagten, sie sei nicht schön. Sie selbst fragte mich oft: „Liebst Du mich wirklich? Ich bin ja nicht schön.“ . . . Da lach ich und frage: „Ach, wie so nicht?“ . . . „Nun, meine dicken Lippen, meine zu großen Augen, meine lange Nase!“ rechnete sie ihre Mängel auf. „Lüge, Lüge!“ schrie ich, „ich hab nichts davon bemerkt.“ . . . Und ich konnte kein Auge von ihr wenden . . . Wenn aber das Fräulein Mascha an mir vorüberging, daß man das schönste

Mädchen der Stadt nannte, dann widerte sie mich an, wie etwa ein Frosch oder eine Maus . . . Und sie soll die Schönste sein! . . . Ach, es ist Alles verkehrt bei ihnen . . . Fremde Arbeit nennen sie eigene Arbeit . . . Und ich bin verrückt . . .

Ich habe keine Eignung zum Handwerker . . . Die Hände taugen nicht dafür. Will ich einen Nagel einschlagen, so biegt er sich krumm und rührt sich dann nicht von der Stelle. Ach, du mein lieber Nagel, so gehe doch in die Wand, ins Brett, bitte ich ihn. Aber er will nicht. Ich komme in Zorn und hämmere darauf los, daß die Funken fliegen. Nein und nein! Boll Nägel hatte ich stets meine Taschen, um mich darin zu üben, sie einzutreiben. Es ging nicht und geht auch heute nicht . . . bis heute nicht!

Ich kann keine Nadel einfädeln, und wenn Ihr mir die Hand abhauet! Es ist, als wenn es der Zwirn darauf abgesehen hätte, mich zu ärgern. „Sehen Sie!“ sagte der Schneider und hatte im selben Augenblicke den Faden durchs Dohr gezogen. Und mir will es nimmer gelingen!

„Sie taugen zu nichts,“ sagte mir jeder Meister, bei dem ich lernen wollte. Wenn er mir lieber den Kopf abgehauen hätte! Einmal wollt ichs ja schon selber thun . . . Das war bei einem Tischler . . . Ich sollte hier hacken und die Hacke ging dorthin, ans andere Weltende . . . Da wollte ich . . . Aber man entriß mir die Hacke . . .

Ich verfluchte mich und meine Hand . . . So ein großer Bengel und zu nichts taugen! . . . Und so mußte ich an meines Vaters Tische essen, mich sättigen vom Schweisse der hungernden Arbeiter . . . Ich gab mir wohl Mühe, daß es nicht viel sei, was ich von dem Blutgelbe aufbrauchte . . . Aber es war ja doch zu viel . . . Das mußte ein Ende nehmen. Ich hatte mir schon einen Nagel auf dem Boden ausgesucht und mich bereits mit einem Stride versehen . . . Schon hatte ich die Schlinge gedreht, da bekam ich Lust, zu ihr zu gehen, sie zu sehen, neben ihr zu sitzen . . . O, ich Egoist! . . . Nun, ich wollte mich verabschieden von ihr. Soll ich davon, ohne sie noch einmal zu sehen? . . . Das geht nicht. Ich schleudere den Strid von mir und fliehe zu ihr. „Weißt Du, Grunja,“ sprach ich zu ihr, „ich hatte schon die Schlinge gedreht. Aber Du liebest mich nicht.“

„Was?“ schrie sie entsetzt.
„Ein Ende wollt ich machen,“ stotterte ich.
„Bist Du wahnsinnig geworden?“
„Ich muß, muß . . .“
„Bist Du von Sinnen?“
„Ich tauge doch zu keiner Arbeit . . .“
Sie sah mich zornig an und rief: „Du bist ein Narr!“

„Aber Grunja!“
„Wolle, so wirst Du können! Grabe doch Erde, trage Steine, fege die Straßen! Du findest schon eine Arbeit! Ein Ende machen!“ . . .

Da fühlte ich plötzlich große Kraft in mir, meine Kinderhände schienen mir der schwersten Arbeit gewachsen.

„Ja, Grunja, so soll es sein!“ rief ich aus.
„Du sollst mich erst wiedersehen, bis ich mir mit meiner eigenen Hände Arbeit mein Brot verdient habe.“
Ich lief aus der Stube. Ich hatte noch bemerkt, daß sie, wiewohl noch immer erzürnt, zustimmend den Kopf schüttelte . . .

Zunächst lief ich zur Volksküche. Es war gerade Mittag, und die Arbeiter kamen, um ihr elendes Mahl zu verzehren. Meine Absicht war, mich bei ihnen wegen Arbeit zu erkundigen. Ich mußte wohl sehr schlecht aussehen, denn Alle, die hinein- und hinausgingen, hielten inne, um mich zu betrachten. Einer aber, ein zerlumpter Mensch, kam auf mich zu und bot mir die paar Kopfen an, die zu einem Mittagessen mit Fleisch nöthig waren. Ich war überrascht. . . . „Nein,“ stammelte ich, „ich darf nicht . . . ich bin nicht hungrig . . . ich danke . . .“ Aber plötzlich fiel ich ihm um den Hals und begann ihn zu küssen. . . . „Gieb Bruder! Gieb Deine blutig erarbeiteten Kopfen, ich will sie in ein Beutelchen

ihm und immer an meinem Herzen tragen. Nein, gieb, ich will auf den Straßen umherlaufen und sie zeigen all den Blutsaugern, den Schmarozern, den Drohnen, die den Namen Wohlthäter führen. . . . Ich will ihnen die Augen damit ausstechen.“ . . . Ich entriß ihm die Mützen und lief davon. Hinter mir schrie Jemand: „Ha, der Verrückte!“ Aber ich ließ mich nicht stören und lief und lief. . . . Doch eine Weile später bekam ich Angst, daß mein zerlumpter Wohlthäter mich wirklich für einen Narren ansehen könnte, und rannte zurück. Und thatsächlich, er betrachtete mich, als wäre ich nicht bei Sinnen. „Nein, nein,“ schrie ich, „ich bin nicht verrückt! . . . Glaube mir! . . . Es ist eine erbärmliche Lüge, daß ich verrückt bin . . . Ich bin bei Verstand . . . Wir wollen Freunde werden, wie? . . . Wirst Du mich verstehen? . . . Ja, Du wirst es . . . Sage mir doch, was bist Du?“

„Ich arbeite, was sich gerade trifft, ich bin kein gelernter Arbeiter,“ antwortete er.

„Ach, werde ich auch für die Arbeiten, die Du verrichtest, taugen?“

„Natürlich! Warum denn nicht? Was ich arbeite, kann ein jeder Anderer auch arbeiten.“

Fast hätte ich vor Freude einen Luftsprung gemacht.

Er war als Tagelöhner bei Bauten beschäftigt, trug Ziegel, Wasser, Sand. Ich machte ihm nach.

Als ich das erste Mal den Lohn ausgezahlt erhielt, flog ich zu ihr.

„Grunja, da!“ schrie ich, ihr um den Hals fallend.
„Jetzt bist Du erst ein Mensch!“ sagte sie und fuhr mir mit liebender Hand über den Kopf. Ihre guten, klugen Augen blickten mit heißer und tiefer Liebe auf mich.

„Nun, siehst Du,“ fuhr sie fort — ihre Stimme klang so weich — „und Du hast Dich tödten wollen!“

Ich fühlte mich so glücklich, rieb mir die Hände und lachte. Dann setzte ich mich ihr gegenüber, legte ihre beiden Hände in die meinen und begann ihr zu erzählen, wie es mir ergangen.

„Komm, zeig' mir ihn!“ rief sie, als ich von ihm erzählte, und sprang vom Sitze. „Komm sofort!“ Wir liefen Hand in Hand.

„Beide verrückt!“ schrie man uns nach.

Wir achteten nicht darauf und drückten uns die Hände.

„Ach, Grunja, daß ich Dich wiedersehen darf. . . . Mein Seelchen! . . . Aber nicht wahr, jetzt wollen wir Alle zusammen wohnen? . . .“

„Nein,“ antwortete sie, „das geht doch nicht. Ich bleibe bei den Meinigen, aber Ihr Beide sollt zusammen wohnen, sollt Brüder sein! Für immer Brüder!“

„O, Grunja!“

Wir gehorchten ihrem Rathe, wohnten, arbeiteten und aßen zusammen. Jeden Bissen theilten wir. Nach der Arbeit pflegte sie zu uns zu kommen, oder wir gingen zu ihr. Wie war ich glücklich, überglücklich! . . .

Meine Eltern liebten mir anfangs keine Ruhe. Sie versuchten Gewalt und Ueberredung, doch es nützte ihnen nichts. Da sagten sie sich los von mir, und jetzt fühlte ich mich erst ganz frei. Es schien mir nichts mehr zu meinem Glücke zu fehlen. Unsere enge Stube erschien mir wie ein prächtiger Saal. Und sie wußte sie an Sonntagen und Feiertagen so schön zu schmücken, daß es eine Freude war. . . .

Aber mein Glück war noch einer Steigerung fähig. Ich hatte ständige Arbeit und kam in die Lage, den armen Arbeitern meines Vaters helfen zu können. . . . Sie wollten es nicht nehmen, die guten, dummen, armen Teufel. . . . Ich wollte ihnen ja nur ihr Eigenthum geben, und sie glaubten, ich wolle ihnen schenken. . . . Aber ich schmuggelte es ihnen zu und war glücklich, sehr glücklich! . . .

Es war an einem heißen Sommertage. Ich und mein Freund gossen Asphalt. Wir verschmachteten fast vor Hitze. Ich hielt mich mit Mühe aufrecht, aber mein Freund fiel ohnmächtig hin. Man trug ihn nach Hause. Ich blieb bei ihm und kehrte

nicht zur Arbeit zurück. Gegen Abend verschlimmerte sich sein Zustand, — und es war keine Kopeke zu Hause! Ich lief zum Unternehmer. Ich traf ihn auf seinem Materialienplatz und bat ihn um einen Vorschuß für meinen Freund.

„Ich bewillige grundsätzlich keine Vorschüsse,“ antwortete er ruhig und wollte sich entfernen.

Ich vertrat ihm den Weg.

„Geben Sie doch Erbarmen! Für's Erste haben wir ja schon einen halben Tag gearbeitet, und dann werden wir ja auch abarbeiten. . . .“

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich keine Vorschüsse gebe,“ rief er streng.

Das Blut stieg mir zu Kopfe, das Herz pochte mir. Ich bückte mich, — ich weiß nicht, wie es kam, — und packte einen Stein.

„Da hast Du!“ schrie ich und schleuderte den Stein gegen ihn.

Aber er flog an ihm vorbei. Da warf ich mich auf den schuttigen Dickwanst. Ich schüttelte und rüttelte, riß und biß und würgte ihn und henkte vor Wuth. Man konnte mich kaum trennen von ihm. . . . Ich wurde auf die Wachtube geführt. . . . Dem Vater gelang es, mich bald herauszukriegen. Er wies schwarz auf weiß nach, daß ich verrückt sei.

Am anderen Morgen lief ich meinem Vater davon und raunte nach Hause. . . .

Mein Freund lag da mit schwarzem Tuche bedeckt. Sie kniete neben ihm und weinte. Das Zimmer war mit Arbeitern, Nachbarn gefüllt. . . . Sie blickten Alle so düster. . . . Mir ward, als müßte ich verrückt werden. . . . Ich warf mich zu Boden, raufte mir die Haare aus und biß mir in die Hand. . . . lachte und weinte. . . .

„Wohin verschwandest Du?“ fragte sie. „Wo warst Du? Man hätte ihn noch retten können, wenn Hilfe zur Stelle gewesen wäre.“

„Wir kamen zu spät,“ . . . verantworteten sich die Nachbarn, „er lag im Sterben, als wir kamen. Der Arzt konnte nicht mehr helfen. . . .“

Ich hörte nicht mehr, was sie sagten. Ich lief fort! Zum Unternehmer! . . . Hin muß er werden! Und ich mit ihm!

Zu seinem verdamnten Glück erblickte er mich, als ich mich näherte, und ließ mich ergreifen. Zuvor konnte ich aber noch einen Stein packen und wider ihn schleudern. Er traf ihn in den dicken Bauch! Ha, ha, ha! . . . Wie das trommelte, polterte! Er wälzte sich vor Schmerzen und schrie. Das war Musik für meine Ohren. . . . Aber gepackt war ich, eine eiserne Hand hielt mich umklammert. . . . Und er bleibt doch am Leben, der dicke Hund! . . . Ich kann mir das nie vergehen! . . . Ein Stümper bin ich! . . . Ein Taugenichts! . . . Der Vater hat mich hierher in's Narrenhaus gesteckt. . . . Ich bin aber garnicht verrückt. . . . Vor's Gericht will ich kommen, es soll mich verurtheilen. . . . Man hänge mich, schieße mich, ertränke mich. . . . Ich hab' es verdient. . . . ich, Stümper! D, o, o!

Doch weshalb lassen sie Grunja nicht zu mir? Warum Grunja nicht? . . .



Moderne Wunder.

Naturwissenschaftliche Streifzüge von Dr. B. Vorhard.

(Fortsetzung.)

Unter den Wirkungen des galvanischen Stromes ist die am längsten bekannte wohl die Erwärmung des Leitungsdrahtes, welche selbst bis zum Glühen gesteigert werden kann. Aber gerade diese Wirkung ist von der Technik erst ziemlich spät benutzt worden; denn das hierauf beruhende elektrische Glühlicht ist in seiner praktischen Anwendung noch verhältnißmäßig jungen Datums. Sehr früh kam man dagegen schon auf den Gedanken, eine andere Wirkung, die der Strom in der Leitungsbahn ausübt, zu benutzen, nämlich die chemische Zersetzung flüssiger Leiter. Es giebt überhaupt keine Flüssigkeit, die den elektrischen Strom zu leiten im Stande wäre, ohne daß eine Um-

lagerung ihrer kleinsten Theilchen vor sich ginge. Auch in den früher erwähnten Elementen von Daniell und Meidinger muß dies der Fall sein, ja, in dem chemischen Prozeß, der in diesen Elementen sich abspielt, liegt im letzten Grunde die Quelle für die Energie (Arbeitsfähigkeit), die wir im erzeugten elektrischen Strom vor uns haben.

Wir werden auf diese Verhältnisse später, bei Besprechung anderer moderner Wunder, der elektrischen Bahnen und Schiffe, noch etwas näher einzugehen haben, hier genügt es, darauf aufmerksam zu machen, daß der Strom, wenn er durch eine Flüssigkeit geleitet wird, in dieser eine Zersetzung hervorruft. Führt man die beiden von den Enden einer Batterie, ihren Polen, ausgehenden Drähte zu Metallplatten, die in eine leitende Flüssigkeit tauchen, so sammeln sich an diesen Platten, den Elektroden, die aus der Flüssigkeit abgeschiedenen Bestandtheile. Ist die Flüssigkeit Wasser, dem ein wenig Schwefelsäure zugesetzt ist, so ist das Resultat der Zersetzung das Freiwerden von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas, der beiden Bestandtheile des Wassers, von denen der Sauerstoff an der Anode, d. i. der mit dem positiven Pol der Batterie in Verbindung stehenden Elektrode, aufsteigt, während der Wasserstoff an der anderen Elektrode, der Kathode, entweicht.

Im Jahre 1800 wurde diese sogenannte Wasserzersetzung durch den galvanischen Strom bekannt, und schon neun Jahre später faßte Professor Sömmering in München den Plan, sie zur Telegraphie zu benutzen. Im vorhergehenden Jahrzehnt war der optische Telegraph von den Franzosen zu größerer Ausbildung gebracht worden; durch ihn wurde Napoleon von dem am 9. April 1809 erfolgten unermühten Einfall der Oesterreicher in Baiern so schnell in Kenntniß gesetzt, daß er das am 16. April von den Oesterreichern besetzte München schon sechs Tage später befreien und den geflüchteten König Maximilian in seine Residenz zurückführen konnte. Der bayerische Minister Montgelas, welcher durch diese Ereignisse auf die große Bedeutung der Telegraphie gerade im Kriege aufmerksam geworden war, theilte dem Professor Sömmering gelegentlich seinen Wunsch mit, von der Akademie der Wissenschaften Vorschläge zu praktischen Telegrapheneinrichtungen gemacht zu bekommen. Hierdurch erhielt Sömmering die Anregung zu seiner Erfindung, die er am 5. Dezember 1809 der Münchener Akademie vorlegte.

Den 24 Buchstaben des Alphabets entsprachen einzelne Drähte, die mit den Polen der Batterie in Verbindung gesetzt werden konnten; die voneinander isolirten Drähte waren zu einem Kabel vereinigt, das zu einer zweiten Station hinführte, nach welcher telegraphirt werden sollte. Dort gingen sie durch den Boden eines mit Wasser gefüllten Glastroges, so daß, wenn der Strom geschlossen wurde, an zwei von ihnen Gasbläschen aufstiegen; da die Wasserstoffentwicklung reichlicher ist, als die des Sauerstoffgases, so konnte man bei jedem Schließen des Stromes zwei Buchstaben telegraphiren, man brauchte nur festzusetzen, daß der der Wasserstoffentwicklung entsprechende Buchstabe als der erste zu lesen war.

Eine in Paris zur Prüfung der Erfindung eingesetzte Kommission, die aus den hervorragendsten Fachleuten bestand, konnte ihre Ueberlegenheit über den optischen Telegraphen nicht anerkennen; sie wurde auch nirgends in größerem Maßstabe ausgeführt, obwohl Sömmering sie unausgesetzt verbesserte und im Jahre 1812 bereits über eine Strecke von mehr als 3000 Meter Entfernung telegraphirte. Dagegen wurde 20 Jahre später eine andere Wirkung des galvanischen Stromes für den gleichen Zweck benutzt, eine Wirkung, welche bald nach ihrem Bekanntwerden eine ähnliche Begeisterung erregte, wie vor einem Jahre die Röntgensche Entdeckung der X-Strahlen.

Im Jahre 1820 theilte Professor Oerstedt in Kopenhagen die von ihm gemachte Entdeckung mit, daß ein Magnetnadel aus ihrer Richtung abweiche, wenn ein von einem elektrischen Strom durchflossener Draht über oder unter ihr hingeführt werde. Diese Entdeckung erregte ein so ungeheures Aufsehen, daß

nicht nur Naturforscher aller Art sich mit ihr beschäftigten, sondern auch Leute der verschiedensten Berufe, die sich niemals mit physikalischen Forschungen befaßt hatten, fingen an, mit galvanischen Elementen und Magnetnadeln zu experimentiren. Uns erscheint das heute vielleicht merkwürdig, weil wir den Zusammenhang zwischen Elektrizität und Magnetismus als etwas Selbstverständliches ansehen; aber im Grunde geschieht dies doch nur, weil wir an einen solchen Zusammenhang durch die Erfahrung vieler Jahre gewöhnt sind, nicht aber, weil wir seine innere Ursache erkannt haben. Bei ihrem ersten Bekanntwerden aber mußte die Thatsache, daß der galvanische Strom an Stellen, wo er garnicht hinkommt, also, wie es schien, durch den leeren Raum hindurch, bewegende Wirkungen auszuüben im Stande ist, allgemeines Staunen hervorrufen.

Sehr bald begann man zu versuchen, ob man diese Bewegung nicht für eine telegraphische Zeichengebung verwenden könne. Der elektrische Strom sucht die Magnetnadel immer senkrecht zu sich selbst einzustellen; führt man also den leitenden Draht senkrecht über die Nadel fort, so erfolgt keine Ablenkung, dagegen schlägt sie aus, wenn man den Strom in der Richtung der Nadel über sie hinführt. Die Richtung des Ausschlags ändert sich, wenn man den Strom unter der Nadel hinführt, denn die Ablenkung erfolgt stets so, daß man, im Strome schwimmend und die Nadel anblickend, ihren Nordpol nach der linken Seite abgelenkt erblickt.

Es ist klar, daß, wenn man an irgend einer Stelle die Stromleitung über eine Magnetnadel wegführt, man von demjenigen Orte aus, wo man den Strom schließt, nach derjenigen Stelle hin, wo sich die Nadel befindet, Zeichen geben kann. Der erste auf diese Weise ausgeführte und wirklich benutzte Telegraph ist derjenige, den die deutschen Forscher Gauß und Weber im Jahre 1833 zwischen dem physikalischen Institut und dem magnetischen Observatorium in Göttingen legten und auf dem sie sich über eine Entfernung von mehr als 1000 Metern fünf Jahre hindurch durch die Ausschläge der Magnetnadel verständigten. In den folgenden Jahren wurden in Deutschland und in England viele Verbesserungen an dem sogenannten Nadeltelegraphen vorgenommen, doch konnten dieselben nicht zu allgemeiner Einführung kommen. Dagegen wurde im Jahre 1838 von dem Münchener Professor Steinheil, der zwischen Nürnberg und Jülich Versuche mit Telegraphen anstellte, eine Entdeckung gemacht, die noch heute bei allen Telegraphen benutzt wird. Steinheil wollte die Drahtleitung zwischen den beiden Stationen, die bisher stets als eine doppelte ausgeführt wurde, damit man einen vollkommen geschlossenen Stromkreis erhielt, zu einer einfachen machen, indem er zur Rückleitung die zwischen den beiden genannten Städten liegenden Eisenbahnschienen benutzte. Dabei fand er, daß eine Rückleitung überhaupt nicht nöthig ist. Wird das eine Polende der Batterie und der mit dem anderen Pol verbundene Leitungsdraht mit einem Ende auf der anderen Station einige Meter tief in die Erde geführt, wo man die Drahtenden in größere Metallplatten ausgehen läßt, so wirkt die Erde selbst gerade so, wie ein feuchter Leiter, und der Strom verläuft ebenso, wie in einer geschlossenen Leitung. Da die Kosten der Drahtleitung hierdurch auf die Hälfte herabgemindert werden, so ist die Ausbreitung der Telegraphie durch die Entdeckung der sogenannten Erdleitung erheblich gefördert worden.

Die Ablenkung der Magnetnadel ist nicht die einzige magnetische Wirkung eines elektrischen Stromes. Führt man den stromleitenden Draht in mehreren Windungen um ein Stück weichen Eisens, so erweist sich dieses als ein Magnet; seine magnetische Kraft hört aber sofort auf, sobald der Stromkreis geöffnet wird. Hierin liegt die heutzutage Art, das Schließen und Öffnen des Stromes auf weite Entfernungen hin sichtbar zu machen.

Ein von vielen Drahtwindungen umgebenes Stück Eisen, ein Elektromagnet, den man meist in der Form eines Hufeisens wählt, zieht ein an seinen Enden befindliches Eisenstück, den Anker, an und hält ihn fest, so lange die Drahtwindungen von

elektrischen Strome durchflossen werden, er läßt ihn los und eine Feder zieht ihn zurück, sobald der Strom unterbrochen wird. Diese Bewegungen benutzte der Engländer Wheatstone, um durch sinnreiche Vorrichtungen einen Zeiger auf diejenigen Buchstaben einer Scheibe rücken zu lassen, welche angezeigt werden sollten. Seine Zeigertelegraphen waren die ersten, die in England zu weiterer Verbreitung gelangten; denn in dem industriellen England mußte diese den Verkehr so mächtig fördernde Erfindung zuerst allgemeinere Einführung finden.

Ein sehr störender Mißstand war jedoch, daß durch diese Einrichtungen eine Nachricht nicht fixirt, daß kein bleibendes Dokument geschaffen werden konnte, auf welchem eine Depesche in ihrem Wortlaut jahrelang aufbewahrt werden konnte. Als daher der Amerikaner Samuel Morse in den Jahren 1844 und 1846 einen praktischen Schreibtelegraphen konstruirte, verdrängte dieser sehr bald alle früheren und gleichzeitigen Erfindungen. Der Morse'sche Schreibapparat, der heute noch auf außerordentlich vielen Telegraphenämtern in Gebrauch ist, benützt ebenfalls einen Elektromagneten. Sobald der Strom auf der einen Station, etwa in Berlin, geschlossen wird, so wird auf der anderen Station, z. B. in Hamburg, der Elektromagnet, um welchen die von Berlin ausgehende Drahtleitung herumgeführt ist, seinen eisernen Anker anziehen. Der Anker sitzt an einem Messinghebel, dessen eines Ende mit herumgezogen wird; infolgedessen muß sich das andere Ende aufwärts bewegen. Dieses trägt einen Stift, dessen Spitze dadurch gegen einen mittelst eines Uhrwerks vorbeigezogenen Streifen Papiers gedrückt wird. Damit entsteht auf dem Papierstreifen ein Eindruck, der erst aufhört, wenn der Strom in Berlin geöffnet wird, und der Elektromagnet in Hamburg deswegen seinen Anker losläßt. Es ist leicht einzusehen, daß man aus längeren und kürzeren Einbrüchen, Strichen und Punkten, die man beliebig hervorzurufen im Stande ist, ein Alphabet zusammensetzen kann, so daß man jede Nachricht bequem zu telegraphiren und schriftlich aufzubewahren im Stande ist.

Da übrigens bei dem beschriebenen ursprünglichen Stiftschreiber die Striche und Punkte nicht sehr deutlich sind, so wurde er bald durch den Farbschreiber ersetzt. Hier wird beim Niedergang des Ankers ein in ein mit Farbe gefülltes Kästchen tauchendes Farbrad etwas gehoben und gegen das Papier gedrückt, wodurch blaue Eindrücke auf dem Papierstreifen entstehen. In dieser Form ist der Apparat u. A. auch bei der deutschen Reichstelegraphie in Gebrauch.

Ein sehr wichtiger Theil des Morse'schen Schreibtelegraphen ist noch der Schlüssel oder Taster, durch den es ermöglicht wird, daß jede Station, die eine Batterie, einen Schreiber und Taster besitzt, mittelst derselben Drahtleitung eine Depesche sowohl absenden als empfangen kann. Auf einem Untersatz stehen drei Messingcylinder, von deren mittlerer die in die Ferne führende Leitung abgeht; eine der anderen, sagen wir die links befindliche, ist durch einen Draht mit dem einen Pol der Batterie verbunden, während von der rechts befindlichen ein Draht zum Schreiber und von da in die Erde führt. Ein Messinghebel, dessen stählerne Achse in dem mittleren Cylinder befestigt ist, wird für gewöhnlich durch eine Feder so gehalten, daß er eine metallische Verbindung zwischen dem mittleren und dem rechts befindlichen Cylinder herstellt. Kommt also durch die Leitung ein Strom, so geht er durch das rechte Messingcylinder zum Schreiber und setzt diesen in denjenigen Zeitintervallen, in welchen er geschickt wird, in Thätigkeit; die Station empfängt eine Depesche. Soll sie dagegen von ihr abgesandt werden, so wird der Hebel des Tasters durch einen Druck mittels eines Handgriffs niedergedrückt, und so das linke Messingcylinder mit dem mittleren metallisch verbunden. Infolgedessen geht jetzt der Strom von der Batterie in den Leitungsdraht, so daß er nach der nächsten Station und in deren Schreibapparat gelangt.

Diese Andeutungen mögen zum Verständniß des zierlichen Wunderwerkes, welches unsere Gedanken mit der Schnelligkeit des Gedankens über hunderte

und selbst tausende von Meilen trägt, genügen; denn natürlich können wir nicht auf alle technischen Einzelheiten der Ausführung eingehen.



Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

Man weihte mich in die verschiedenen kleinen Mythen des Betriebes ein, gab mir Briefkopierbücher zum Registriren und andere holde Beschäftigungen, welche wie die verkörperte Langeweile mich schon den ersten Tag anghüteten.

Enttäuscht und mißgestimmt ging ich, als Abends das Geschäft geschlossen wurde, langsam die breite Treppe hinunter, da schlug mir Jemand auf die Schulter. Erstaunt wandte ich mich um.

„Georg!“

„Lies!“

Also, wie ich es geahnt hatte, wir waren in demselben Geschäft, nur weil sie in einem anderen Stockwerk arbeitete, war sie mir nicht zu Gesicht gekommen.

„Du trauerst ja, Georg!“

„Mein — Vater — ist — gestorben!“

„Du armer Junge!“

Eine ganze Welt von Liebe und Mitleid lag in den drei Worten. Schweigend gingen wir bis zur nächsten Straßenecke, plötzlich nahm sie meinen Arm.

„Komm, Georg!“

„Wohin, Lies?“

„Zu mir!“

„Wohnst Du nicht bei Deiner Mutter?“

„Mutter hat wieder geheirathet, und da hab ich mich von ihr getrennt.“ Es klang so hart, als ob man auf einen Stein schlug.

„Aber, liebste Lies, ich muß nach Haus, und was soll ich denn bei Dir?“

„Thu's mir zu lieb, ich koche uns einen Kaffee, und wir plaudern miteinander. Ich hab' Dir so viel zu sagen!“

„Ja, aber Lies, ich muß ja nach —“

„Ach, komm, komm!“

Und wieder wie damals sah ich sie wie gebannt immerfort und immerfort von der Seite an.

War das Weib schön! Veranschend!

Die Beweglichkeit dieses warmblütigen Menschenkindes! Wie sie mit verhaltenem Athem meinen Worten lauschte, wie sie lachte, wie sie mir lachend auf die Finger schlug, wie sie wieder sich an mich schmiegte! Bewegung! Bewegung! Pulsirendes, zuckendes Leben! — Ich biß mir auf die Lippen, ich ballte die Fäuste, denn sonst wäre ich ihr vor aller Welt um den Hals gefallen und hätte sie geküßt.

Da durchzuckte es mich wie ein elektrischer Schlag. Im Augenblick wurde es mir klar, daß ich mit jeder Faser meines Herzens an ihr hing, daß sie mir mehr war, als Mutter und Geschwister, daß ich sie liebte, und daß ich ohne sie nicht würde leben können.

Vergebens versuchte ich gegen diese Leidenschaft anzukämpfen. Wie eine tödtliche Krankheit, im Augenblick überkam sie mich.

Lies' Zimmer, in dem ich nun bald heimischer war wie in meinen eigenen, war eine kleine, an sich ganz einfach möblirte Mansardenstube. Aber Lies hatte sie ohne große Ausgaben so schmuck und wohnlich hergerichtet, daß Einem schon mollig zu Muth wurde, wenn man sie betrat. Von dem buntbestickten Sophaschoner bis zum Blumenstrauß auf dem Tisch und dem geklumpten Geschir in der Ecke, Alles athmete Anmuth und Geschmack.

Lies warf hastig Hut und Jacket auf das Sopha, nahm meinen Kopf zwischen beide Hände und küßte mich. „Aber warte,“ unterbrach sie sich, „ich muß uns ja einen Kaffee machen, und Du hast gewiß auch Hunger. Viel habe ich zwar nicht zum Abendessen.“

Sie lief in den Winkel, um ihre Schätze auszukramen.

Ich sagte ihr, daß ich keinen Hunger hätte und mich ernstlich weigere, irgend etwas zu mir zu nehmen.

Da wurde sie böse. Ich sollte mich nicht so haben, und was das überhaupt zu bedeuten hätte, ob ich vielleicht meinte, daß sie es mir nicht gerne gäbe? Soviel könne sie von ihren fünfzig Mark doch erübrigen, daß es ihr nicht auf ein Butterbrot anzukommen brauche.

Diese und noch viele andere Nächte kam ich sehr spät nach Haus, und noch heute wundere ich mich, wo ich all die Ausreden herbekam, mit denen ich meiner Mutter gegenüber trat.

Mutter war so zartfühlend, nie in meine Angaben Zweifel zu setzen, sie ahnte wohl den Zusammenhang, sah aber ein, daß Vorwürfe hier doch unnütz wären.

Ja, und wenn sich für mich auch später manche herbe Stunde, manche schlaflose Nacht an den Namen „Lies“ knüpfte, so denke ich jener ersten Monate unserer Liebe doch stets als der glücklichsten und ungetrübtesten meines Lebens. Ich liebte und wurde geliebt. Lies that Alles, was sie mir nur an den Augen absehen konnte. Sie war mir willig und folgsam wie damals, als sie noch ein Kind war und wir zusammen im Thiergarten umherliefen. Ihr vielfach kokettes Gebahren stellte sie vollkommen ein, ja, als ich versuchte, für Bildungsgüter in ihr Interesse zu erwecken, ergriff sie auch jene mit Eifer. Abendlang konnte sie gespannt lauschen, wenn ich ihr aus meinen Lieblingen vorlas. Wie herzlich konnte sie lachen, glockenhell, silbern! Wie tief ernst konnte sie werden!

Aber im Geschäft sprachen wir, wie auf stillschweigendes Uebereinkommen, nicht miteinander. Wenn wir uns dort zufällig einmal sahen, so trafen sich blickschnell unsere Blicke, und in Lies' Augen suchte es dann schelmisch auf. Wie oft lachten wir daheim, und wie stolz waren wir darauf, daß Niemand dort auch nur unser Verhältniß ahnte. Denn bei soviel Schönheit selbstverständlich, wurde Lies im Geschäft viel umworben. Man brachte ihr Blumenstränke, Theaterbillets, Konfituren. Lies aber verstand mit seinem Spott Alle heimzuschicken.

Unser Verhältniß war wirklich ein glückliches, und es hatte auch nichts Unmoralisches; kein unschickliches Wort, keine verschleierte Andeutung. Wir waren gerade, als ob wir jung verheirathet gewesen wären, und gerade, als ob wir jung verheirathet gewesen wären, begann sich auch nach zwei bis drei Monaten ohne äußeren Grund unsere Leidenschaft für einander abzukühlen. Wir hatten uns körperlich und seelisch vollkommen kennen gelernt und fingen schon manchmal an, einander recht herzlich überdrüssig zu werden, aber Keiner wagte das zu gestehen. Oft mieden wir uns Tage lang, um uns dann wieder mit desto größerer Leidenschaft einander zu ergeben.

Und dann begann Lies sich langsam aber stetig wieder von mir zu entfernen. Ihr Interesse für die geistigen Güter des Menschen verblühte und erlosch endlich gänzlich, und ihre volle Aufmerksamkeit wandte sie wieder jenen anderen zu, welche ich die weltlichen nennen möchte; all jenen Genüssen, die uns für Augenblicke in Tummel und Rausch versetzen und nur Leere, Dede und Regenjammer in uns zurücklassen.

Und während ich ihr zuerst meinen Stempel aufgedrückt hatte, begann sie plötzlich mich mehr und mehr zu beeinflussen; während ich früher viel und nicht nur Söhngeistes, sondern auch manches allgemeine Naturwissenschaftliche getrieben und gelesen, wurde ich jetzt denk- und lesefaul. Abendlang konnte ich daheim mich auf dem Sopha räkeln und träumen. Von wem träumte ich? Von Lies — o, sie war so schön — so berauschend — die Poesie dieser schlanken, weißen Glieder!

Mutter hat und hat, ich sollte mich in Stenographie, Englisch und Französisch vervollkommen, und ich hatte auch den festen Vorsatz, es zu thun, aber ich konnte ihn nicht ausführen, immer wieder Lies und Lies. — O, sie war so schön, so berauschend, die Poesie dieser schlanken, weißen Glieder!

Ich sank vollkommen zum Narren ihrer Launen herab, und sie regierte mich wie eine Marionette.



Zwischenlegende. Von W. Fu Mond.

Die Pfennige sparte ich mir am Munde ab, um ihr eine Freude bereiten zu können, und auf der anderen Seite zernagte und zerplagte ich mich Tage lang in grundloser Eifersucht, wenn es mir schien, als ob sie doch nicht mehr so an mir hänge.

Ja, was konnte ich ihr auch bieten, sie war so wunderbar lebenslustig und hätte mit ihren Wünschen und Wünschchen vollkommen den Geldbeutel eines Millionärs beschäftigt. Alles wollte und mußte sie sehen und haben. Ihr Hauptgedanke war stets: „Wie vergnüge ich mich?“ Unerfättlich war sie, jeden Tag wollte sie Neues, oft weinte sie, umschmeichelte und küßte mich, ich solle doch mit ihr ins Theater gehen, und woher es denn nur käme, daß ich so wenig Geld hätte? Und blutenden Herzens zog ich meinen letzten Thaler hervor, für den ich mir doch eigentlich einen neuen Hut kaufen wollte; auf meinem alten begann schon Moos sich anzusiedeln.

Ich sank auch wirklich nach und nach vollkommen zur Stufe der anderen jungen Leute des Geschäfts herab. Ich konnte stundenlang mit ihnen über das Unwichtigste diskutieren, zum Beispiel: ob ein modischer Hut nicht unbedingt schöner wäre als ein brauner, oder ob es nicht bedeutend fashionabler aussähe, wenn man die Beinkleider oben weit und unten eng trüge, als sie durchweg weit zu tragen. Für billige, nicht einmal witzige Joten wurde ich dankbares Publikum; ja ich besuchte sogar einmal ein Pferderennen und verspielte bei einem Buchmacher zwei Mark, indem ich auf ein Pferd setzte, das meiner Meinung nach unbedingt hätte gewinnen müssen, und nur den einen Fehler hatte, daß es bei den in Frage kommenden Rennen garnicht mitliefe.

Mein Beruf, dem ich ja nur zum sechsten Theil angehörte — zwei Drittel von mir gehörte Lies, ein Sechstel meinen Schreibereien, ein Sechstel meinem Beruf — ließ mich sehr unbefriedigt. Wie hatte ich aufgeathmet, als ich die Fesseln der Schule endlich abgestreift hatte! Das Leben! Das Leben, das vor mir lag, o, das war ja so wunderbar schön! Was mir noch Alles bevorstand! Was ich noch Alles kennen lernen sollte! Wie ich mich freute! Wie ich die Flügel ausspannte!

Und jetzt — nach kaum einem Jahr, wie war ich enttäuscht. Wie war ich geduckt worden! Wie hatte man mir die Flügel beschnitten!

In der Schule, da waren das Alles noch Kinder, aber es waren doch wenigstens noch manche verständige Kinder darunter, aber das hier, das waren Menschen!

Ach, laßt Euch doch nicht auslachen! Kinder! Kinder! Alberne Spielkinder, deren ganzer Kreis nicht über gestern und morgen wegging! Und was das Schlimmste war, ich war ja genau solch Spielkind!

Im Geschäft versuchte man schnell, sich über mich eine Meinung zu verschaffen. Ein Kaufmann würde ich nie, denn es fehle mir unbedingt jede Anlage, Geld zu verdienen oder mit Geld umzugehen. Aber gerade deshalb, eben weil ich solch ein Stiefkind des Merkur war, beschäftigte man sich doppelt mit mir. Schnell wurde ich der Liebling aller Damen zwischen dreißig und vierzig Jahren. Die Direktrizen verhätschelten mich wie ein Baby, fütterten mich mit Kuchen und Näscherlein, und ich zeichnete ihnen dafür hin und wieder etwas. — Der Mensch treibt ja stets das, wozu er am wenigsten Anlage hat.

Ja, ich sollte doch Maler werden, ich wäre doch zu gut zum Kaufmann, und dann, so leid es ihnen thäte, sie könnten es mir nicht verheimlichen, daß ich zum Kaufmann mich wenig schicke, ich wäre zu ideal angelegt!

Und sie hatten recht, wenigstens mit Ersterem, ich habe selten irgend einer Sache antheilloser gegenübergestanden, wie meinem Beruf, — meiner Lebensarbeit!

Ein schlechter Arbeiter war ich nicht, und ein gutes Gedächtniß kam mir zu statten, aber die Arbeit an sich erfüllte mich mit Widerwillen. — So wurde ich Jahre lang im Geschäft umhergestupft, von diesem Posten zu jenem; es hieß, ich solle Alles kennen

lernen. Aber in Wahrheit war der Grund wohl der, daß ich keinen Posten vollkommen ausfüllte. Zum Kundenbedienen war ich unbrauchbar, ich konnte nicht Diener und Verbeugungen vor jedem Idioten machen. Ich brachte es nicht über's Herz, zu Herrn Hugo Bofse aus Klein-Bosemudel „Mein verehrter Herr Bofse“ zu sagen. — Zum Korrespondenten fehlten mir stenographische Fertigkeit und ausreichende Sprachkenntnisse. — In der Konfektion hielt ich den Arbeiterinnen einen sozialistisch angehauchten Vortrag über Frauenarbeit, und daß sie nur selbst an all diesem Glend schuld wären, weil sie eben nicht zusammenhielten und solchen Hundelohn sich bieten ließen. — — Mein Chef meinte einige Tage darauf, ich eigne mich wohl nicht so ganz für die Konfektion, und insolgedessen steckte man mich endlich in die Expedition, das heißt in den Theil des Geschäfts, in dem der Versand der Waare vorbereitet wird und stattfindet.

Das ist und war die denkbar langweiligste und geisttödtendste Arbeit im ganzen Hause. Man sinkt vollends zum mechanischen Arbeiter herab, und trotzdem muß man wieder so viel im Kopf haben, an so Vieles denken. Ich erhielt zwei junge Mädchen zugetheilt, die die Waare verpacken mußten, und hier möchte ich ihnen öffentlich mein Lob aussprechen; um diese Lumperei von zwanzig Mark monatlich hätte ich nicht ein Achtel von dem gethan, was sie arbeiteten. Sie waren unermüdetlich und von beinahe rührendem Pflücker. Sowie man sie tadelte, brachen sie in Thränen aus und ließen ihre geleitigen Finger doppelt so schnell an den Riemen der Kravatten heruntergleiten.

Aber mein Reichskanzler, meine rechte Hand wurde Lies. Sie war eine fleißige und begabte Arbeiterin, sie rechnete gut, schrieb eine hübsche Hand und wußte sich schnell in Alles zu finden. Man gab ihr, trotzdem sie erst zwei Jahre dort war, das außergewöhnlich hohe Gehalt von fünfzig Mark. Man meinte allgemein von ihr, wenn es sein mußte, arbeite sie Alle „in und aus dem Sad,“ denn sie hätte ein Köppchen wie 'ne Biene,“ und dann — — — schabe, daß sie so spröde wäre!

Ueber ein Jahr mochte schon dahingegangen sein, als ich eines Abends einen stattlichen, jungen Menschen, mit duftender Zigarette, ein zierliches Stöckchen zwischen den behandschuhten Fingern drehend, vor dem Geschäft auf und niederschlendern sah. Der junge Mensch war vollkommen modern gekleidet, — er trug so weite Sachen, daß er sich zweimal in ihnen hätte umdrehen können, ohne daß man es von außen bemerkt hätte. Auch gefiel mir an dem jungen Menschen ein ganz ansehnlicher, gut dressirter Schnurrbart.

Aber an alledem war ja nichts Auffallendes, auffallend fand ich nur, daß der junge Mensch gerade auf mich zuging.

„Eugen! Eugen Salle!“

Er hatte sich wirklich recht herausgemacht, seitdem ich ihm vor bald vier Jahren den Stuhl gegen den Kopf geworfen hatte.

Freundlich streckte er mir mit einem kühnen Schwung die Hand entgegen und stellte sich in Pose.

„Guten Tag, Georg, was machst Du, mein Sohn?“ sagte er väterlich.

„Mir — geht's gut, Eugen!“ log ich, „und Dir?“

„Ausgezeichnet! Superbe!“

„Hast Du eine angenehme Stellung?“

„O, ich habe einen sehr verantwortlichen Posten! Aber komm, ich habe Dir etwas zu sagen. Du weißt, lieber Georg, daß wir damals den Verein gründeten?“

„Verein? Verein? Ja, ja, ich erinnere mich an diese Albernheit!“

„Das mußt Du nicht sagen! Was wir wollten, war gut, nur die Mittel verstanden wir nicht zu wählen —“

„Ach ja —“ ich lachte, „als wir damals so aneinander geriethen?“

„Und eben dieses Vereines wegen habe ich Dich aufgesucht. Durch Mühe und Arbeit ist es mir gelungen, ihn zu nie geahnter Größe emporzuheben. Wir führen sogar 'moderne' Stücke auf und zählen neunundsechzig Mitglieder und drei Ehrenmitglieder!“

„Na, das freut mich — aber sage 'mal, wo bist

Du denn eigentlich im Geschäft?“ unterbrach ich, um ihn auf ein anderes Thema zu bringen.

Er nannte eine große Maschinenfabrik.

„So, wie ist denn der Chef?“

„Der Alte? — Ach — Er kümmert sich nicht viel um's Geschäft, aber wenn er 'mal da ist, ist er fürchtbar kräftig und nervös.“

„So!“

„Aber weshalb willst Du denn das so genau wissen?“

„Es ist ein angeheiratheter Vetter von mir.“

„Ach — ja, ja — ich hörte schon!“

„Sag 'mal, Eugen, das Geschäft ist doch vollkommen gut und sicher?“

„Um — ja, ja — hm —“ plötzlich raunte mir Eugen ins Ohr: „Man darf ja nicht drüber reden, aber nach meiner Meinung spekulirt er nebenbei — mehr wie er verantworten kann. Zwar kann ich das nicht vollkommen beurtheilen, mir fehlt der Ueberblick dazu — aber Du redest ja nicht drüber! Sein Gesicht gefällt mir nicht, und seine Uurube noch weniger.“

„So — also der — spekulirt —“

„Ach, sei doch endlich still mit dem dummen Geschäft! Ich wollte Dir ja vom Verein erzählen.“

„Ihr fahrt Theaterstücke auf? Sogar moderne? Wie bist Du denn darauf gekommen?“

„Das ist doch so einfach! Das Theater ist doch unbedingt ein Stützballen, oder ich kann sogar sagen, der Stützballen unserer heutigen Bildung. Nur auf ihm können wir es wagen, freie Gedanken auszusprechen, und nur durch die Bühne können wir ihnen Hörer verschaffen. Die modernen Stücke scheinen mir nur Oblaten, in denen wir heilsame Pulver verabreichen, um sie mundgerecht zu machen.“

„Möglich, ich habe dem Theater nie diese Wichtigkeit beigelegt.“

„Ich glaub nicht an der Eile Keuschheit,

„Sie buhlet mit dem saden Geck,

„Dem Schmetterling, und der fliegt endlich

„Auch 'mal mit ihrer Unschuld weg.““

„Wie? Was? Ich versteh nicht, Georg.“

„Weißt Du, Eugen, ich glaub nicht mehr an all das. Leb' möglichst gut hier, is' gut, trink gut, heirathe eine niedliche Frau, züchte hübsche Kinder, ganz gleich, mit welchen Mitteln Du das erreichst, wieviel Menschen Du dabei niedertrittst, und sonst lasse den lieben Gott einen braven Mann sein! Nicht? Voilà tout,* meine ganze Philosophie!“

„Kannst Du mir vielleicht ein oder zwei abgelegte Ideale leihen, lieber Johannes?“ zitierte Eugen lächelnd. „Ja, also, ich glaube, es ist eigentlich zwecklos, daß ich gekommen bin. Ich wollte Dich nämlich fragen, ob Du nicht vielleicht geneigt wärest, dem Verein 'Novania' —“

Nach durchzuckte es bei dem Wort. Der letzte Rest meines lateinischen Sprachgefühls bäumte sich auf.

— beizutreten, oder wenigstens ihn als Gast öfters mit Deiner Gegenwart zu beehren. Dein feines Gefühl und Dein scharfes gerechtes Urtheil würden für mich ein Kompaß meiner Bestrebungen werden,“ schmeichelte er. „Nächsten Donnerstag haben wir gesellschaftliche Unterhaltung und Berathung, es würde mich freuen, Dich dort begrüßen zu können. Wenn Du vielleicht irgendwelchen — weiblichen Berkehr hast — natürlich muß es ein anständiges Mädchen sein — so kannst Du ihn ruhig mitbringen, denn nachher wird auch noch etwas getanzt,“ setzte er mit einem Seitenblick hinzu.

„Beitreten? Beitreten? Ich glaube nicht, daß es mir möglich sein wird, da ich diesen Winter arbeiten will. Im Verein hier und da 'mal verkehren, ohne mich irgendwie zu binden — ja, wenn es Dir nicht unangenehm ist, weshalb nicht.“

„Siehst Du, Du bist doch verständiger, als ich dachte! Also topp, mein Junge, Du kommst Donnerstag!“

Die ganze Zeit hatte mir Lies schon zugeflüstert, ich solle doch mit ihr ausgehen, sie könne doch auch nicht immer zu Hause sitzen, es wäre so langweilig, schon seit drei bis vier Wochen sei sie nirgends hin-

* Das ist Alles.

gekommen, sie versauere ja vollkommen, und sie wäre doch noch jung, sie wolle auch was von dem Leben haben und sehen.

„Aber, Lies, wir sind doch erst letzten Mittwoch im Theater gewesen! — Na, Lies, wenn es Dir Vergnügen macht, begleite mich heute Abend. Montag traf ich einen alten Bekannten, rath' mal! Eugen, Eugen Saller, und der hat mich, ich solle doch heute Abend in den Verein „Novania“ kommen. Da ist, ich glaube, Berathung, Unterhaltung, Tanz und sonst noch was, Nord und Todtschlag! Eugen ist nämlich Obermiste in der „Novania“, Du kennst doch noch Eugen Saller?“

„Tanz! Tanz! Ei, das ist ja famos! Gott, wie lange habe ich nicht getanzt!!!“ jubelte Lies und fiel mir um den Hals.

„Na, na, so vergnügt, kleine Schmeichelei?“ und ich küßte sie so verliebt ab, wie am ersten Tage unserer ungeseglichen Ehe. (Fortsetzung folgt.)



Wilhelm Weitling, der Schneidergeselle von Magdeburg.

Ein Lebensbild aus der deutschen Arbeiterbewegung.

Von Konrad Haenisch.

(Schluß.)

Auch publizistisch war Weitling in eifrigster Weise für seine Sache thätig, einmal durch Korrespondenzen an die verschiedensten Blätter, sodann durch die Herausgabe eigener Propaganda-Organen. Schon im September 1841 erschien die erste Nummer vom „Hülferuf der deutschen Jugend“: „Auch wir Arbeiter,“ hieß es dort, „wollen uns in die Reihe der für den Fortschritt Arbeitenden drängen. Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Berathungen über das Wohl und Wehe der Menschheit; denn wir, das Volk in Blößen, Jacken, Kitteln und Kappen, wir sind die zahlreichsten, mächtigsten und kräftigsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Auch wir wollen eine Stimme erheben für unser und der Menschheit Wohl, damit man sich überzeuge, daß wir recht gut Kenntniß von unseren Interessen haben, und ohne von lateinischen, griechischen und kunstgemäßen Ausdrücken aufgeschwollen zu sein, recht gut, und zwar auf gut deutsch zu sagen wissen, wo uns der Schuh drückt. Auch wir wollen eine Stimme haben, denn wir sind im neunzehnten Jahrhundert und haben noch nie eine gehabt. Auch wir wollen eine Stimme haben in der öffentlichen Meinung, damit man uns kennen lerne, denn man hat uns bis jetzt wahrhaftig immer verkannt. Auch wir wollen eine Stimme haben, damit wir unserem gepreßten Herzen Luft machen und unsere gerechten Klagen hinaufdringen in die Ohren der Gewaltigen.“

Nachdem vier Monatshefte dieser Zeitschrift in Genf zuerst, darauf in Bern erschienen waren, gab Weitling das Blatt vom Januar 1842 an in Beyer, wohin er übergesiedelt war, unter dem neuen Titel „Die junge Generation“ heraus.

Neben dieser auf die mündliche und schriftliche Propaganda und Organisation gerichteten Thätigkeit vernachlässigte Weitling die kommunistische Theorie, der Herausarbeitung und Vervollkommnung seines Systems keineswegs. Bildete dieses doch, wie bei allen Utopisten, das Evangelium, auf das die Gläubigen eingeschworen wurden, von dem abzuweichen als Verbrechen galt. Niemandem kann es ferner liegen, als uns, Weitling und seine Anhänger durch diese Worte lächerlich machen zu wollen; wir wissen, daß sein großes Verdienst, der erste deutsche Theoretiker des Kommunismus geworden zu sein, keineswegs geringer anzuschlagen ist, als jenes andere, daß er der erste praktische Agitator der Bewegung wurde.

Unter all den Mühen der beruflichen und agitatorischen Kleinarbeit des Tages entstand — ein Beweis der ebenso bedeutenden wie vielseitigen Arbeitskraft unseres Schneidergesellen — im Jahre 1842 Weitlings werthvollstes Buch, die „Garantien der Harmonie und Freiheit, das, sein theoretisches

Hauptwerk, im Dezember bei Michod in Beyer veröffentlicht wurde. Es ist hier nicht der Ort, die hohe Bedeutung dieses Werkes, das, wie Heine einmal sagt*, lange Zeit der Katechismus der deutschen Kommunisten war, eingehend zu charakterisiren; für unseren Zweck genügt es, auf jenes bekannte Urtheil hinzuweisen, das kein Geringerer als Karl Marx über das Buch gefällt hat, und das, wenn es auch schon viel zitiert ist, doch auch in dieser Skizze nicht fehlen darf.** Nachdem er Weitlings Schriften als „genial“ bezeichnet und sie als in theoretischer Beziehung „oft selbst über Proudhon“ hinausgehend charakterisirt hat, fährt er fort: „Wo hatte die Bourgeoisie, ihre Philosophen und Schriftgelehrten eingerechnet, ein ähnliches Werk wie Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit“ in Bezug auf die Emanzipation der Bourgeoisie — die politische Emanzipation — aufzuweisen? Vergleicht man die nüchterne, kleinlante Mittelmäßigkeit der deutschen politischen Literatur mit diesem maßlosen und brillanten Debut der deutschen Arbeiter; vergleicht man diese riesenhaften Kinderschuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politischen Schuhe der Bourgeoisie, so muß man dem deutschen Aschenbrödel eine Athletengestalt prophezeien.“

Der Druck des Werkes war nur unter enormen Opfern möglich gewesen; zirka 300 Arbeiter trugen die gesammten Kosten, ihrer Vier gaben ihr ganzes „Vermögen“ von 200 Francs dafür her. Der Erfolg war bedeutend: Die erste in nicht weniger als 2000 Exemplaren gedruckte Auflage wirkte unter den deutschen Arbeitern faszinierend; nach wenigen Jahren machte sich der Druck einer zweiten und dritten Auflage des Buches nothwendig, das bald ins Norwegische, Englische und Französische übersetzt wurde.

Nach Vollendung dieser Arbeit machte sich der unermüdete Weitling an die Abfassung eines neuen, sehr interessanten Werkes: „Das Evangelium eines armen Sünders“. In mehr als hundert Bibelstellen sollte in diesem Buche bewiesen werden, „daß die kühnsten Folgerungen der freisinnigen Ideen ganz im Einklang mit dem Geiste der Lehre Christi sind“.

Diese Ankündigung mußte allgemein frapierend wirken, und sie wirkte auch in der That so, vor Allem natürlich auf die Frommen im Lande, deren Häupter, die da im Zürcher Kirchenrath saßen, nichts Eiligeres zu thun hatten, als gegen den Prospekt des Werkes, den Weitling mit einer Inhaltsübersicht versehen, verbreiten ließ, ein niedliches Denunziationen wegen „Gotteslästerung“ bei der Zürcher Staatsanwaltschaft einzureichen. Der konnte nichts gelegener kommen; längst schon hatte man die eben so energische wie erfolgreiche Thätigkeit des kühnen Agitators mit wechselndem Mißtrauen betrachtet.

Auch hatte es nicht an allerlei Vorzeichen eines nahenden Sturmes gefehlt. Im Frühjahr 1843 war Weitling gegen den Rath seiner Freunde nach Zürich übergesiedelt, trotz der erhöhten Gefahr, die ihm und seiner Thätigkeit hier am Sitz und unter den Augen der Bundesregierung drohte, meinte er doch, von hier aus vor Allem auch die Agitation nach Deutschland selbst hinein mit noch größerem Erfolge als bisher betreiben zu können. Damals hatte man in dem führenden Organ der Konservativen, der „Allgem. Schweizer Zeitung“, gedroht: „Herr Weitling kann versichert sein, daß für sorgfältige Ueberwachung jedes Schrittes, den er thut, gesorgt ist!“ Dasselbe Blatt erklärte die Kommunisten offen für Mörder, Räuber und Plünderer.

So bedurfte es nur noch eines Funken, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen: der Verdacht der Gotteslästerung war dieser Funke. Von einer im Gasthof „Zum Pfauen“ abgehaltenen Versammlung des Zürcher Arbeitervereins heimkehrend, wurde Weitling in der Nacht am 8. Juni 1843 von Polizisten überfallen und verhaftet. Es folgten Hausdurchsuchungen bei ihm und bei dem Drucker des „Evangeliums“; bei diesem fand man das Manuskript zu den drei ersten Bogen des Werkes, während in Weitlings Wohnung seine gesammte, sehr umfangreiche

Korrespondenz in die Hände der Polizei fiel. Es ist bekannt, daß nun jene berühmte fünfgliedrige Kommission „zur Untersuchung sämtlicher kommunistischer Untriebe in der Schweiz“ eingesetzt wurde, deren durch Buntschli verfaßter sehr ausführlicher Bericht nachher so vorzügliche Propagandadienste für den Kommunismus leistete.

So wenig aber die Verfolgungen der Sache schaden, so schwer trafen sie den Einzelnen. Nach länger als vierteljähriger Untersuchungshaft wurde Weitling am 16. September vor Gericht gestellt und wegen Gotteslästerung und „Angriffs auf das Eigenthum“ zu sechs Monaten Gefängniß und lebenslänglicher Ausweisung aus der Schweiz verurtheilt, einen Spruch, der das Obergericht, an das Weitling appellirte, auf zehn Monate erhöhte; bei dem Ausweisungsbefehl blieb es.

Während seiner Haft scheint sich unser Agitator ziemlich „ungebührlich“ betragen zu haben, wenigstens „mußte“ er mehrmals disziplinarisch bestraft werden. Nach seiner Freilassung beabsichtigte er nach Amerika auszuwandern, die Regierung bestand jedoch darauf, ihn seiner „angestammten“, also der deutschen Polizei, anzuliefern. Diergegen wehrte sich Weitling aus Leibeskraft — so wenig Anhänglichkeit hatte er der theuren Heimath bewahrt!

Ueber die Szenen bei dieser Abschiebung, die am 21. Mai 1844 erfolgte, entnehmen wir einem Berichte des Pariser „Vorwärts“ Folgendes: „In aller Frühe wurden die Anwohner des Zürcher Arresthauses durch ein von der Straße kommendes Geschrei aus dem Schlafe geweckt. „Helft mir!“ rief es, „ich bin Weitling, helft mir! Man will mich an die deutsche Polizei ausliefern!“ Die Leute, die ans Fenster eilten, sahen einen Menschen auf dem Boden liegen, welchen die Zürcher Gendarmen weder durch Fußtritte, noch durch Kolbenstöße zum Gehen zu bringen vermochten. Weitling wurde in das Gefängniß zurückgebracht. Sein Hülferuf verstummte bald. Man hörte nur noch ein klägliches Wimmern und das Klatschen eines Züchtigungsinstrumentes. Man hatte dem Opfer der Gerechtigkeit den Mund mit einem Taschentuch verstopft! Unterdessen war eine Kutsche vor dem Arresthause angelangt; den Mund verstopft und an Händen und Füßen geknebelt, wurde Weitling in einen verschlossenen Wagen geschleppt. Er brüchte die Wagenfenster ein — Alles, Alles war vergebens, der Wagen rollte sammt dem Gefangenen fort.“

Einige Mittheilungen über Weitlings Aeußeres seien hier eingeflochten! Der Russe Anokow schildert uns den Agitator folgendermaßen: „— — — Ein hübscher, blonder, junger Mann in einem etwas fingerhaft geschnittenen Röckchen, mit kokett gestutztem Bärtchen; er glich eher einem commis voyageur, als dem finsternen, verbitterten, von der Last der Arbeit und des Gedankens niedergedrückten Arbeiter, als den ich ihn mir vorgestellt hatte.“ Und in einer 1843 polizeilicherseits ausgestellten Personalbeschreibung heißt es: Größe: 5 Fuß 7 Zoll Hamburger Maß. Statur: schlank. Haare: dunkelblond. Stirn: frei. Augenbrauen: blond. Augen: blau. Nase und Mund: gewöhnlich. Bart: schwarzbraun. Kinn: behaart. Gesicht: oval. Gesichtsfarbe: gesund.

Durch Vermittelung der badischen Behörden wurde Weitling an Preußen ausgeliefert und hier charakteristischer Weise nicht etwa als gefährlicher Staatsverbrecher, sondern als — — Militärflüchtling in Gewahrsam genommen. Was hätte es in den Augen königlich preussischer Behörden auch Schlimmeres noch geben können, als gerade dies Delikt! Wegen Dienstuntauglichkeit gab man jedoch den Sünder bald wieder frei.

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg, wohin er sich nun wandte, ließ Weitling seine während der Zürcher Haft entstandenen „Perkerpoestien“ erscheinen, die freilich nichts weiter bewiesen, als daß Weitling kein Dichter war.

Damals, im Jahre 1844, war es auch, als jenes bekannte Zusammentreffen zwischen Weitling und Heinrich Heine stattfand, das dieser in seinen „Geständnissen“ schildert. Man kann die Gefühle verstehen, die den zartbesaiteten Dichter ergriffen, als ihm unser Schneider von den Ketten erzählte,

* Heinrich Heine, „Geständnisse“.

** „Vorwärts“. Pariser deutsche Wochenschrift 1844.

die er in den verschiedenen Gefängnissen getragen, „nicht von jenen metaphysischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein —“ „Ketten, die man mit einem eisernen Ring befestigt.“ — — „Und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach,“ fügt Heine hinzu. Panisches Entsetzen packte den Dichter, als Weitling ihm sein von den zu engen Kettenringen wundenes Bein zeigte, sein fein-ästhetisches Gefühl war durch die intime Berührung mit solch ordinären, handgreiflichen Dingen auf das Empfindlichste verletzt.

Von Hamburg aus begab sich Weitling nach England; ihm zu Ehren veranstalteten die Sozialisten verschiedener Länder am 22. September 1844 zu London ein großes Begrüßungsfest, bei dem zum ersten Male in klaren Worten das Prinzip der Internationalität der Arbeiterbewegung hervorgehoben wurde. „So mögen Sie hierher kommen, Alle, die so gern von „natürlichen Feinden“ schwagen; mögen sie hier Leute aus allen Nationen Europas in brüderlichem Vereine sehen; das wird eine Antwort sein auf ihre so zerstörend auf die Gesellschaft des Menschen einwirkende Lehre,“ erklärte der Deutsche Karl Schapper, während der Engländer Flemming als den Zweck der Versammlung proklamirte, „den Kommunisten allerwärts die Hand entgegenzustrecken“ und die Hoffnung aussprach, daß mit diesem Meeting „eine neue Epoche“ beginnen möge. Weitling wurde hochgeehrt und als Märtyrer des Kommunismus gefeiert.

Die folgenden Jahre blieb er, mit kurzen Unterbrechungen, in London.

Inzwischen ereilte auch ihn in immer höherem Maße das Schicksal, dem mehr oder minder alle Utopisten, alle auf bestimmte Systeme eingeschworenen Sektierer verfallen: er vereinsamte mehr und mehr. Er verstand es nicht, jene bedeutsame Entwicklung mitzumachen, die sich immer mehr unter den Mitgliedern des Bundes der Gerechten vollzog, jene Entwicklung, deren Hauptträger Karl Marx und Friedrich Engels waren, die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In harten Auseinandersetzungen zwischen den „Alten“ und den „Jungen“ in der Bewegung kam es schließlich jener Zusammenkunft deutscher Kommunisten, die am 30. März 1846 in Brüssel, wo sich Weitling vorübergehend aufhielt, stattfand. Heftig gerieth

er besonders mit Marx zusammen, aber auch die Geister der Uebrigen plätscherten scharf aufeinander, „besonders zuletzt war Alles in Aufruhr und sprang hin und her im Bureau“ (aus einem Briefe Weitlings an Heß vom 31. März 1846).

Immer weniger konnte der Weitlingsche Kommunismus die Fortgeschrittenen in der Bewegung befriedigen, von Tag zu Tag mehr schmolz das Häuflein seiner Getreuen zusammen — Weitling verließ Europa, um sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ein neues Wirkungsfeld zu schaffen. Von New-York aus veröffentlichte er wieder einige Propagandaschriften, den „Brief an die Landleute“ und „ein Nothruf an die Männer der Arbeit und der Sorge.“

Aber nicht lange hielt es den wackeren Kämpfer für die Sache der Freiheit in der neuen Heimath: kaum war die Kunde von den Ereignissen des achtzehnten März über das Weltmeer gedungen, jenes achtzehnten März, dessen Kanonendonner den Deutschen den Beginn ihres, ach, nur zu kurzen Freiheitsstraumes einläutete — da zog es auch ihn mit Ungewalt auf den Schauplatz des Kampfes. Im Juli 1848 kam er in Berlin an, gab unter dem Titel „Der Urvähler“ eine Wochenschrift heraus, die aus Abonnementmangel bald wieder eingieng, und betheiligte sich an dem dort im Oktober stattfindenden zweiten demokratischen Kongreß.

Die erstarkende Kontrerevolution setzte jedoch bald seiner Thätigkeit ein Ziel. Schon am 21. November wurde er aus Berlin ausgewiesen, und wandte sich zunächst wieder nach Hamburg, wo er mehrere Sektionen des „Befreiungsbundes“ (einer von ihm in Amerika nach dem Vorbilde des alten Bundes der Gerechten gegründeten Organisation) errichtete, und durch Abfassung mehrerer Flugschriften eifrig für den Kommunismus agitirte.

Aber auch hier sollte seine Thätigkeit nicht von allzu langer Dauer sein. Im Herbst 1849 mußte er Hamburg verlassen, um seiner drohenden Verhaftung und gerichtlichen Maßnahmen zu entgehen. Ueber England begab er sich wieder nach Amerika, das er bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen hat. Von der auch hier zunächst wieder entfalteten mündlichen und schriftlichen Propaganda abgesehen, kam Weitling, wie so viele Sektierer vor und nach ihm, auf die Idee, den Werth seiner Anschauungen praktisch, durch Gründung einer kommunistischen Kolonie, zu erweisen, und wie immer, schlug auch hier der Versuch fehl: seine „Hammonia“ im Staate

Wisconsin ging nach ein paar Jahren, vor allem infolge innerer Streitigkeiten, zu Grunde, und Weitling, der so Mißerfolg auf Mißerfolg erlebte, zog sich, mit aller Welt zerfallen, ins Privatleben zurück.

Ein sonniger Lebensabend war es nicht, der unserem Agitator beschieden war: war er schon von Jugend auf gezwungen gewesen, in kümmerlichsten Verhältnissen zu leben, so traten nunmehr ernste Existenzfragen für sich und die Seinen (er war verheiratet) an Weitling heran. Mit Mühe nur gelang es ihm endlich, im Einwanderungsbureau Castle Garden eine armselige Schreiberstelle zu erhalten. In seinen knapp bemessenen Mußestunden widmete er sich jetzt mit großem Eifer astronomischen Studien, deren Früchte er in einem umfangreichen Manuskripte niederlegte. Wie aus verschiedenen zu jener Zeit von ihm an Freunde gerichteten Briefen hervorgeht, war er in fast krankhaften Illusionen über die Bedeutung seiner astronomischen „Entdeckungen“ befangen, eine Folge wohl vor allem der Ueberreizung seines durch ein Leben voll Arbeit, Kampf, Aufregungen und Verfolgungen aller Art hart mitgenommenen Nervensystems.

Deffentlich ist Wilhelm Weitling nicht mehr hervorgetreten: nur am 22. Januar 1871 nahm er Theil an dem zu New-York abgehaltenen großen Verbrüderungsfest der französischen, englischen und deutschen Sektionen der „Internationalen Arbeiter-Assoziation“, jener mächtigen Organisation, in welcher der alte Bund der Gerechten und der Kommunistenbund auf so unendlich erweiterter Stufenleiter herrlich wieder aufgelebt waren. Wenige Tage darauf, am 25. Januar 1871, ist Wilhelm Weitling gestorben.

* * *

Wir verzichten darauf, hier, als Epilog gewissermaßen, eine zusammenfassende Betrachtung der Bedeutung Weitlings für den Emanzipationskampf der Arbeiterklasse anzufügen. Das Eine aber wissen wir: wenn dieser Emanzipationskampf dereinst sein Ziel erreicht haben, wenn die Menschheit endgültig befreit sein wird aus allen Fesseln wirtschaftlicher, politischer und geistiger Sklaverei — und man dann, dankbarer Erinnerung voll, zurückschaut auf die Reihe Derer, die für die Erreichung dieses Zieles gekämpft haben mit Einsetzung ihres Lebens, dann wird man — und wahrlich nicht zuletzt! — auch Wilhelm Weitlings gedenken, des Schneidergesellen von Magdeburg.

— Aus dem Papierkorb der Zeit. —

Wüstenlegende. (Zu unserem Bilde.) Eine weite gelbe Fläche dehnt sich glänzend zum Horizont hin, der seine, gelbe Sand glüht und gleißt und hebt sich, vom leichten Wind getrieben, in kleinen Wolken empor, um eine Straße weiter wieder niederzusenken, oft das Gerippe eines Thieres, den weißgebleichten Schädel eines Pferdes zu bedecken. Ein großer Todtenacker ist die Wüste, und der Sammler, der von Zeit zu Zeit über die weiten Sandebenen draußt, öffnet hier das Grab lang Entschlafener, um dort eine Schaar Lebender zu verschütten. Und langsam ziehen die Geier, die Todtengräber der Wüste, durch die blaue, glühende Luft und spähnen nach Arbeit aus. Und einer von den Todtengräbern streicht tief am Boden zu der Stelle hin, wo neben grauem, niedrigem Gestein ein tochter Mann liegt. Ob ihn der Sonnenbrand getödtet, ob er verschmachtet ist — wer weiß es? Der Gutwind der Wüste könnte es erzählen, oder der Beduine, der sich auf raschem Rosse von dem Schauplatz seines letzten Raubes gellächelt hat. Und über die grauen Felsen herüber beugt sich nun das entsetzte Antlitz des Weibes — vielleicht hatte es gehofft, den Geliebten mit Nahrung rückkehren zu sehen, oder mit einem Trunk Wasser — aber Stunde um Stunde war verfloßen, und das Weib hatte sich aufgemacht, ihn, den Geliebten zu suchen. Gegen Sonnenuntergang war sie gezogen und nun hatte sie ihn gefunden, todt hinter dem grauen Gestein. Heißer dringt der Schrei des Weibes durch die Ruhe der Wüste — ein Opfer, und bald ein zweites wird ihm verfallen sein.

Epigramme.

Splitter.

Und schließ auch zuweilen der gute Homer,
Der gute Humor schläft leider noch mehr.

Weltfrieden.

In Afrika Kriege,
In Europa Intrigue,
Und da spricht man hienieden
Vom Frieden!

Welt-Macht.

Wo Haß und Neid sich machtlos erklären,
Den Menschen ein gutes Werk zu wehren:
Ruht nur die Dummheit, die wird's schon zerstören!

Logik.

Weil die Logik der Frau
Nicht aussieht wie seine,
Sagt der Mann:
Sie habe keine!

Schurken-Trost.

Wenn Dich die ehrlichen Leute verachten,
Du kannst es immer mit Ruhe betrachten:
Es ginge doch wohl mit dem Teufel zu,
Gäb's nicht noch größere Schurken als Du!
Kory Towska.

Gedankensplitter.

Es kommt eine Zeit, wo es deutlich hervortritt, daß die duldbende Unterwerfung größere Uebel hervorbringt, als die des Widerstandes sind; wo die Furcht selbst eine Art von Muth erzeugt; wo ein krampfhafter Ausdruck der Wuth und Verzweiflung im Volke Tyrannen als Warnung dienen sollte, die Geduld der Menschheit nicht auf eine zu vermessene Probe zu stellen.

Macaulay, Warren Hastings.

Die bürgerliche Verfassung ist keine Heeresverfassung.
Görres.

„Du sollst darben, ehe ich darbe.“

Wahlspruch einer der großen Raubritter:
Familie: Tziostdale.

Die Zivilisation ist in den Völkern, die Barbarei in den Regierungen.
Victor Hugo.

Räthsel-Cadre.

Baßlernräthsel.

- 1, 2, 3, 4, 5, 2, Badeort in Schlesien.
- 6, 7, 8, 9, 10, 5, 1, 1 Art der Verzörm.
- 11, 5, 12, 13, 12 Fremdländischer Titel.
- 6, 2, 14, 6, 10, 7, 6 Muse der Rusit.
- 15, 2, 9, 9, 6, 10 Seefahrzeug.
- 8, 11, 9, 13, 15, 3, 14, 5, 16, 11 Stadt in Bayern.
- 4, 15, 5, 16, 11, 13 Industrieller Ort in Böhmen.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben in derselben Reihenfolge je nennen einen die Deffentlichkeit in jüngster Zeit vielbeschäftigenden Herrscher.

Zuslösung des Silber-Räthfels in Nr. 9:

Balletmeister.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Oststr. 14, richten.